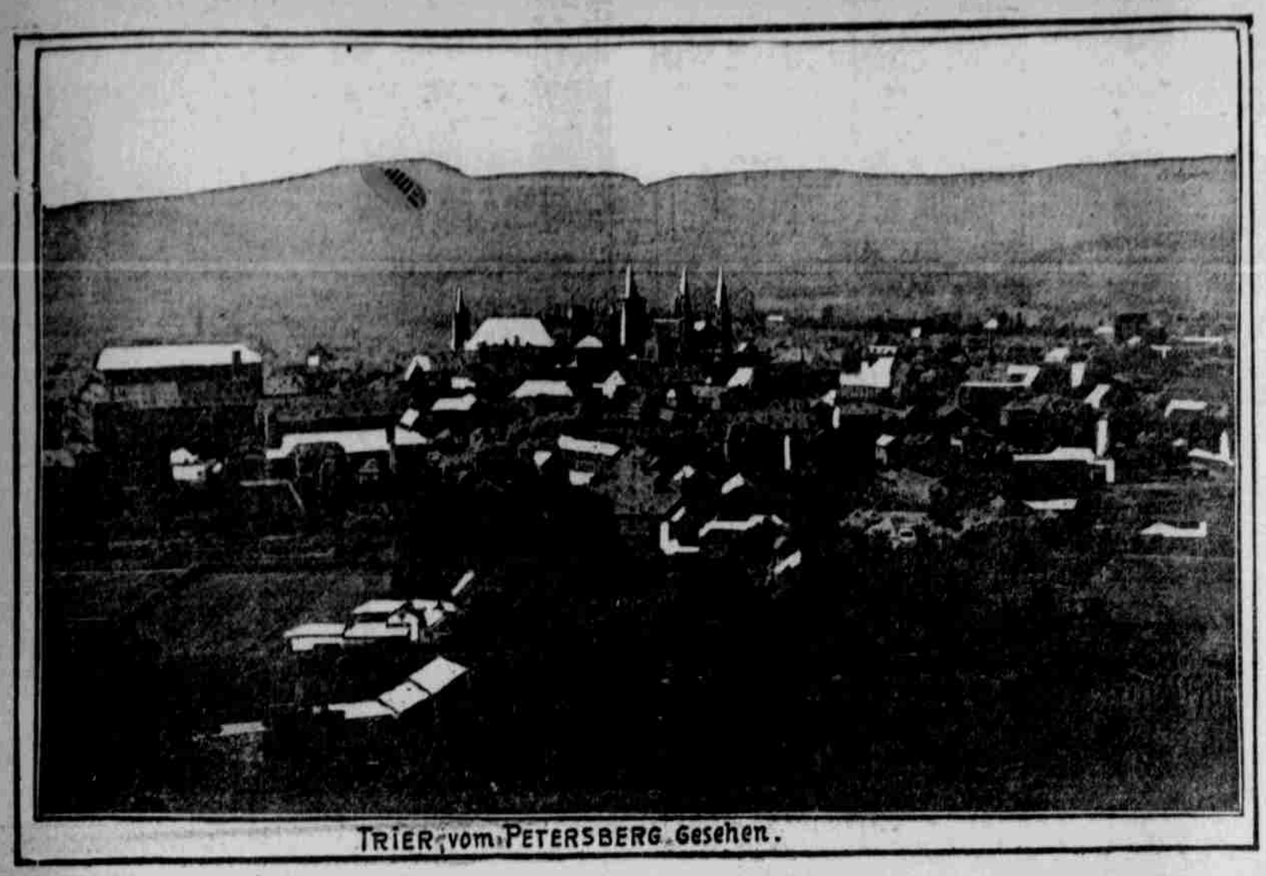
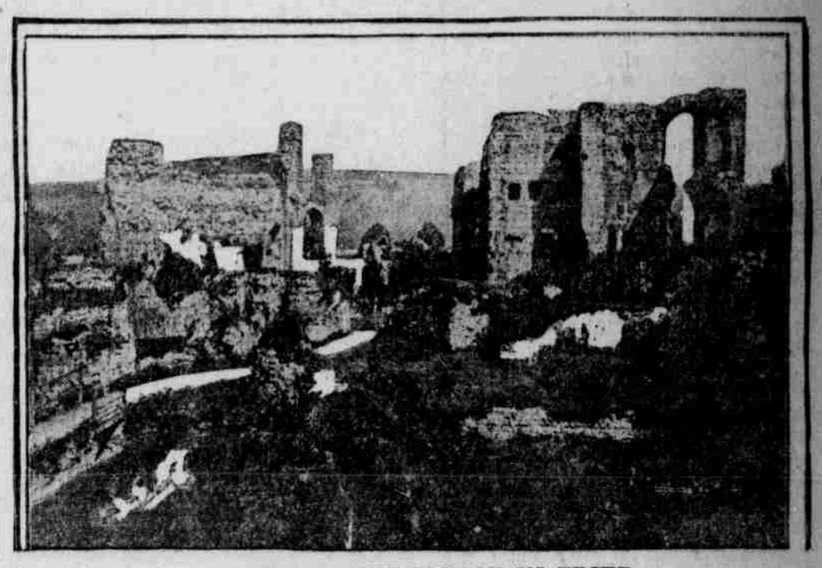
Bilder aus dem sagenumwobenen Rheinlande.



TRIER, vom PETERSBERG gesehen.

DIE PORTA NIGRA IN TRIER

HAUPTMARKT, ST. GANGOLPHSKIRCHE, U. ROTES HAUS IN TRIER



DER KAISERPALAST IN TRIER.

Trier, die alte Römerstadt.

Wer auf einem Moseldampfer von Trarbach kommend, kurz unterhalb der alten Moselbrücke mit ihren zweitausendjährigen Pfeilern den Boden Triers betritt, der mag wohl sein Haupt entblößen, denn sein Fuß steht auf der ältesten Kulturstätte des Vaterlandes. Hier hatten die Kelten bereits den Vorort eines mächtigen Gemeinwesens, als Cäsar siegreich in diese Gegenden vordrang. Trier wurde bald eine römische Stadt. Zu den Kastellen der Soldaten gesellten sich Villen und Gärten römischer Privatleute. Trier wurde die Hauptstadt des ganzen nördlichen Galliens, einer der wichtigsten Punkte des ganzen römischen Besitzes nördlich der Alpen; und die lebensklugen Römer pflanzten in jener Gegend die ersten Weinreben an, ihnen verdanken wir den köstlichen Moselwein.

Ed wächsd woahl Wein ön manchem Lann,
On swoar rechd gude Wein,
Doch scheind de Muselwein öm Rang
De bähbe mer ge sein.
De Muselwein dä stärkd den Drödd,
Dä gaasdreich on gelönd,
Dä drängde dorch Balgereien nödd
De Menschen ön de Lönd.
De Muselwein mächd dä gesond,
Dä kranke on drauig ös,
Die Hunnig lacht en dorch de Mond,
Die Mandelmölsch on Rös.
De Muselwein soll lewen diecht
Ich rufen'd, wadd ich kann:
Dem Muselwein gebierd de Sieg,
De Sieg doa Lann zu Lann.

In dem lieblichen Thalkessel der Mosel fanden die Römer eine Stelle, wo sie in ihrer südlichen Heimath zu weilen glaubten, wo sie an die sonnigen Gefilde Italiens erinnert wurden und sich im alten Trier, dessen Thürme bald im Bilde der anmuthigen Landschaft auftauchen, ein zweites Rom schufen.

Eine Inschrift, die am Rothen Hause, dem früheren Versammlungshause der Rathsherrn, das sich am Hauptmarkt von Trier erhebt, angebracht ist, sagt:

"Ante Romam Treveris stetit annis MOCC-"

„Vor Rom stand Trier 1300 Jahre."

Es ist nur die mittelalterliche Sage von der Gründung Triers durch Trebeta, den Sohn des assyrischen Königs Ninus, die dieser Inschrift zu Grunde liegt. Ueber das wirkliche Alter der Stadt weiß man nichts. Sicher ist nur, daß sich an ihrer Stelle schon eine größere keltische Niederlassung, der Hauptort der gallischen Treverer, befand, als Cäsar im Jahre 56 v. Chr. auch diesen Volksstamm unterwarf.

Als die Germanen im dritten Jahrhundert plündernd das Moselthal durchzogen, bedrohten sie auch Trier. Ja es schien, als wenn schon damals die Römerherrschaft am Rhein ihrem Ansturm völlig erliegen müßte. Um das linksrheinische Land gegen die Angriffe der Germanen besser zu schützen, wurden Burgen gebaut und die Städte stärker befestigt. Auch Trier erhielt eine neue Befestigung und die Stadt wurde bedeutend erweitert. Sie dehnte sich jetzt von der Porta Nigra, dem mächtigen Thorbau, der schon aus einer früheren Zeit stammte, bis zur jetzigen Vorstadt St. Matthias aus. Die feste Brücke, die noch heute auf römischen Pfeilern ruht, lag damals genau gegenüber der Mitte der Stadt.

Trier ist wiederholt kaiserliche Residenz gewesen, Constantin, Maximilian, Constantius und Valentinian hielten hier ihr Hoflager. Trier wurde das Rom des Nordens. Und alle Pracht und aller Reichthum römischer Kultur kam hier zur vollsten Entfaltung. So kann Freiherr von Gagern mit Recht sagen, daß diese Gegenden „die einzigen auf deutschem Boden sind, wo die Gegenwart in der Vergleichung verliert, wo sonder Zweifel jene alte Pracht, Kultur, Zivilisation die unserige überwog." Keine Stadt Deutschlands und kaum eine andere Stadt des Abendlandes, außer Rom selbst, hat der Nachwelt größere Reste des Alterthums aufbewahrt als Trier. Porta Nigra, Basilika, Römischer Kaiserpalast, Amphitheater, Römische Bäder, Dom, Liebfrauenkirche, nicht zu vergessen der kostbaren Alterthümer des Provinzialmuseums — welch' unvergleichliche Reichthümer birgt diese Stadt in ihren Mauern. Welche ehrwürdige, Stein gewordene Geschichte schaut uns in diesen Straßen und Gassen entgegen.

Bauwerke ragen rings noch kolossal
Und geben Zeugnis von den alten Tagen;
Cäsar-Paläste starren grau und kahl,
Nicht konnte Zeitensturm sie ganz zerschlagen;
Ihr führet mich durch's schwarze Römerthor,
Ich sehe noch die Wasserleitung ragen,
Die dunklen Gräber heben sich empor,
Ich höre von den prächt'gen Bädern sagen
Und vom Theater, das der Muth erkor
Zum kecken Kampf der Thiere und der Wagen!
Zwar manche Stadt wuchs höher bald heraus,
An der lebendiger dahingetrieben
So Zeit, wie Völker; doch im Jahrelauf
Ist schön und frisch die Moselstadt geblieben.
Das Mittelalter hat mit ernster Schrift
Hier manche Marke bleibend eingeschrieben.
Dein kunstgeübtes freies Auge trifft
Hier eine deutsche Kirche sonder Gleichen;
Nur wenn zum alten Köln dein Nachen schifft,
Siehst du Gebild, Liebfrauen zu erreichen!

Schon zur Römerzeit fand das Christenthum in Trier Eingang und daselbst einen festen Stützpunkt. Das mittelalterliche christliche Trier hat uns ebenso wie das römische heidnische bedeutende Bauwerke hinterlassen. Besonders die Kirchen der Stadt ragen als Kunstwerke herrvor. Zum Theil sind sie aus römischen Bauten hervorgegangen, so der Dom und die Basilika. Der römische Bau, aus dem der Dom entstand, stammt wahrscheinlich aus der Zeit Valentinians I. (364—375). Er hatte eine quadratische Form und füllte die ganze Breite des jetzigen Gebäudes aus. Von den vier mächtigen Granitsäulen, die sein Inneres trugen, liegt eine in ihrer ungethümen Gestalt vor dem Eingange des Doms. Der Bau wurde nach den Zerstörungen, welche die Franken und nach ihnen die Normannen anrichteten, erneuert, bei der zweiten Renovirung um ein Drittel verlängert und mit einer Apsis versehen. Im dreizehnten Jahrhundert erhielten die Schiffe Kreuzgewölbe. Zuletzt, im siebzehnten Jahrhundert, wurde noch die kreisrunde, mit einer Kuppel überwölbte Schatzkammer angebaut. Was die verschiedenen Bauperioden geschaffen haben, bis wohin der ältere Bau reichte, und wo eine jüngere Zeit mit ihrer Thätigkeit einsetzte, ist schon an dem Baustoff zu erkennen. Am römischen Bau wurden rother Sandstein und Ziegel, am Poppo-nischen dagegen Kalkstein und Ziegel verwandt. An Pracht steht zwar der Trierer Dom hinter den anderen großen rheinischen Domen zurück. Aber das hohe Alter giebt ihm eine besondere Weihe.

Vom Dom lenken wir unsere Schritte zu der unmittelbar an ihn stoßenden Liebfrauenkirche. Man wird wohl selten einen Bau finden, in dem eine solche Harmonie, ein solches Ebenmaß der Formen herrscht, wie in dieser Trierer Liebfrauenkirche, die für das schönste Bauwerk der Frühgotik gilt. Von den übrigen Kirchen Triers sind noch die Basilika, von der wir schon sagten, daß sie gleich dem Dom aus römischer Zeit stammt, vermuthlich aus der Zeit Constantins des Großen (306 bis 37), sowie die St. Paulinskirche und die St. Mitthiaskirche zu erwähnen.

Dem Weltkind ist Trier um seiner vorzüglichen Weine willen lieb und werth geworden, aber was ein echt „drierisch Jong" ist, der giebt sich auch, wenn's nämlich nicht zum Gläschen „Muselwein" langt, mit einem Schoppen „Viez" zufrieden. — „Viez" ist der Apfelwein, der an Güte wenig hinter dem berühmten Sachsehäuser Nationalgetränke zurücksteht:

De Viez, dat is ä lieven Trank,
Hen eß mer liewer, als de Wein;
Wen'n emmer trenkt, de gebt net krank,
De werd och emmer monter sein.
De Viez, ich fon et noch ömohl,
Hen eß mer liewer als de Wein,
Et gebt mer Konen de Fuderzohl,
Die 'weil cho von'm getronke sein.
De Wein, de kriggt an'm bei dem Kopp,
Wer eß 'lugleich beloff dervonn,
Wer gebt bei Geld loß im Galopp,
Der Deiwel könnt' genug es honn.
De Schnapps och ka'm'r gestohlen genn,
He brennt de Stellaat anem off,
Ka Klas Beer könnt mer en de Henn;
Wer gebt su domm droff, wie ä Schoof,
Beim Viez, do eß et nett essu,
Wer tränkt ä ganzen Eimer aus,
Wer lernt omt ronch sein Pfeif derzu,
Omm gibt doch noch ganz gut off Haus.
Fehr achtzehn Penningk kaft mer sich
De Mooß vom allerbesten Viez,
He schierbst erremm 'lu süffertich,
Wen dat nett waaß, das eß ä Viez.
Wie schmeckt hen bei dem Schweinespeck,
Bei Flaasch, bei Knapes omm bei Fesch?
Wer föhmt omm föhmt net von dem Fleck,
Hot mer de lieven Viez off'm Desch.
Mein Frau hott selwer ger den Trank,
Se gibt recht oft mett ihrem Mann,
Se poryt dann mett mer off der Bank,
Onn macht dann Awelcher 'lu klaan.
Onn gibtte Obwens haam essu,
So packt je meech all omm den Hals,
Omm eß 'lu lickelich onn 'lu fruh,
Onn eich, eich sein et ewenfalls.
Wehn ebbes gleind de Viez hat, komm,
Eich schloan ten kreppelch onn lahm,
Folgt mer omm haaut de Weinberg omm,
Onn plänzt mer lauter Aeppelbaam!

Ochsen zur Front!

Die Thiere als Vortrab beim Ansturm über versteckte Sprengminen.

Die Kriegskunst ist veränderlich, dieses alte Sprichwort bewährt sich auch noch heute. In den langen Friedensjahren hat sich in Bezug auf die Kriegsausrüstung so mancherlei geändert, so daß militärtechnische Institute nöthig wurden, um jeweils vom Besten das Beste auszuwählen. Aber immer noch bewährt sich der Grundsatz — je einfacher die im Kriege angewendeten Mittel sind, desto besser funktioniren sie. Bekanntlich sind die Türken Meister im Ausbau von Feldbefestigungen, wenn der Gegner ihnen die nöthige Zeit dazu läßt. Das war im russisch-türkischen Kriege allerdings mehr noch der Fall als in den jetzt zu Ende gehenden Kämpfen auf der Balkanhalbinsel. So erbeuteten die Bulgaren denn auch u. a. unbenutzt liegengelassenen Draht in größerer Menge an einigen schwachen, rasch genommenen Stellen der Tschataldscha-Linie. Vor Adrianopel gestaltete sich die Lage für den Angreifer dagegegen wesentlich anders, und dementsprechend war man bulgarischerseits auf allerlei Ueberraschungen beim Ueberschreiten des mit Hindernissen ungangbar gemachten Vorgeländes gefaßt. Den Sturmkolonnen eilten daher gepanzerte Soldaten voraus, die mit Drahtzangen alle den Sturmlauf hemmenden Drähte rasch abzukneifen hatten. Aber auch auf versteckt angelegte Minen befürchtete man zu stoßen, und weil diese durch Berührung selbstthätig zur Explosion gelangen, so wurden den Stürmenden Viehherden vorauf geschickt, welche den Zündmechanismus verborgener Minenkammern bethätigen mußten. Woher man die vielen Ochsen in der Eile bezogen hat, melden die Berichte nicht, doch ist man bekanntlich in der Beschaffung von Vieh bei den Balkanvölkern seit jeher einigermaßen geübt. Größere Schwierigkeiten aber dürfte dies dort angewendete höchst einfach scheinende Mittel im Falle eines Krieges zwischen weniger Viehzucht treibenden Nationen verursachen. Die Militärattachés der Großmächte wurden daher angewiesen, Gutachten über diese wichtige Angelegenheit einzureichen, speziell darüber, inwiefern das Schlachtgewicht des Rindviehs die Bethätigung der Zündungen beeinflußt hat, so daß man im Nothfall eventuell auch leichtere Ochsen — man denkt an eine Kreuzung mit Zebubullen — vorschicken könnte, was ja schließlich auch auf die Kriegskosten von wesentlichem Einfluß wäre. Jedenfalls haben die kriegführenden Parteien auf der Balkanhalbinsel den westlichen Völkern mancherlei Anregung auch in militärischer Hinsicht gegeben.

In Utah.

„Sind Sie die Frau vom Hause?"

„Ja — das heißt, ich bin ein Siebentel davon."

Die Menschen werden älter.

Goethes bekanntes als Paradoxon anmuthendes Wort „man stirbt nur, wenn man will", hat im Lichter der modernen Wissenschaft den Werth und die Bedeutung eines Axioms angenommen; der modernen Wissenschaft, die uns lehrt, daß die Kunst, das Leben zu verlängern, mit der Kunst, richtig zu leben, völlig identisch ist. Nach dieser Richtung hat erst jüngst der Professor Fisher von der Yale-Universität eine überaus instruktive Statistik veröffentlicht, die ziffernmäßig die stetig fortschreitende Zunahme des Lebensalters bezeugt. Nach der Behauptung des amerikanischen Gelehrten macht selbst die Lebensverlängerung so rapide Fortschritte, daß nach seiner Voraussage in 7 bis 8 Jahrhunderten die Erreichung des 100. Lebensjahres die Regel bilden wird, und daß in 16,000 Jahren Leute, die es dem seligen Methusalem mit seinen 969 Jahren gleich thun werden, garnicht so selten sein dürften.

Zur Unterstützung seiner Behauptung wenst Dr. Fisher darauf hin, daß, seit die Grundlehren der modernen Bakteriologie Gemeingut geworden, sich das menschliche Leben im Durchschnitt für die Männer um 5 und für die Frauen um 6 Jahre verlängert hat. Ja, die Statistik läßt überdies keinen Zweifel, daß 42 Prozent aller Todesfälle vermieden werden könnten, wenn die Krankheiten rechtzeitig erkannt und sachgemäß behandelt würden, und daß die gute Hälfte der Sterbefälle nur der Unbildung und Unvorsichtigkeit in Rechnung zu stellen sind; sonst würde das Leben der Menschen noch um weitere 15 Jahre zu verlängern sein. Wie segensreich die zunehmende Erkenntnis der hygienischen Lebensforderungen bereits gewirkt, geht zur Genüge aus der Wahrnehmung hervor, daß von 1881 bis 1900 das Durchschnittsalter eine Verlängerung bei den Engländern um 14, bei den Engländerinnen um 16, bei den Franzosen um 10, bei den Französinnen um 11 und bei den männlichen und weiblichen Bewohnern Preußens gar um 25 beziehungsweise 29 Jahre erfahren hat. Vergleichsweise sei noch darauf hingewiesen, daß nach Ausweis der Fisherschen Statistik die mittlere Lebensdauer im 16. Jahrhundert 22, im 17. 25, im 18. 33 und im 19. Jahrhundert 39,7 betrug.